Grenzgebiete der Wissenschaft 66 (2017) 3, 195 – 217 © Resch Verlag, Innsbruck

ANNA-KATHARINA HÖPFLINGER / YVES MÜLLER

ZWISCHEN DEN WELTEN

Beinhäuser in Mitteleuropa

Anna-Katharina Höpflinger studierte Theologie und Religionswissenschaft mit Schwerpunkt auf klassischer Antike. 2010 Promotion in Religionswissenschaft mit einer Arbeit über Drachenkampfmythen im Alten Orient und in der Antike. Forschungsinteressen: Medien und Religion, Körper und Religion, Religionsgeschichte Europas und der Antike, Sepulkralkultur.
Yves Müller ist Wirtschaftsinformatiker und leidenschaftlicher Fotograf, außerdem Musiker und Sammler. Sein Schwerpunkt liegt auf der Artefakt- und Objektfotografie sowie der Landschafts- und Konzertfotografie.

Präludium

Ein lauer Sommerwind strich uns um die Beine. Wir saßen gemütlich im Garten eines Restaurants; der Kellner hatte uns soeben unser Abendessen gebracht. Wir wünschten uns einen guten Appetit. Nachdem er etwas im Essen gestochert hatte, erklärte Yves, der mir gegenüber saß, er sei kürzlich im Schweizer Kanton Wallis gewesen und habe dort in Leuk etwas Merkwürdiges fotografiert. Ob ich als Religionswissenschaftlerin so etwas kenne? Dann beschrieb er einen dunklen Raum voller Gebeine, die sich zu Knochenwänden auftürmten. Ein Beinhaus.

Ich nickte; in Leuk war ich ebenfalls schon gewesen und hatte mir das lokale Ossarium angesehen. Es hatte mich beeindruckt mit seinen aufgestapelten Schädelwänden aus dem 15. Jh.

Ich war bereits bei der letzten Karotte auf meinem Gemüseteller angekommen, als Yves mir eine folgenschwere Frage stellte: Er habe etwas recherchiert und herausgefunden, dass es in der Schweiz noch eine Handvoll weiterer Beinhäuser gebe. Er wolle diese fotografieren. Ob ich nicht Lust hätte, ihn dorthin zu begleiten. Es sei ja etwas Religiöses, das interessiere mich sicher.

Ich, mitten in der Recherche für meine Habilitation und ziemlich im Stress, rechnete kurz im Kopf durch, dass mich diese Reisen wohl zwei Wochenenden kosten würden. Das konnte ich mir leisten, vor allem, da sich daraus mit Sicherheit ein schöner Aufsatz für eine wissenschaftliche Zeitschrift schrei-

ben ließe. Also sagte ich ohne weiteres Nachdenken zu. Hätte ich gewusst, dass vier Jahre intensive Recherche, 226 Beinhäuser, rund 30.000 km Autofahrt und ein Buch vor uns lagen, hätte ich vielleicht etwas länger gezögert. So aber kam ich aus purer Neugier und ein bisschen Naivität zu den Ossarien. Wir entdeckten auf diesen Reisen eine eigene Welt des Todes, die vergangen schien und dennoch überraschend real und präsent war. Sie ermöglichten uns einen Einblick in verloren geglaubte Friedhofsbräuche, verrieten uns „volksmagische" Praktiken und ließen uns über unseren eigenen Tod nachdenken.

Platzmangel und Kirchennähe: Geschichte der Beinhäuser

Die Beinhäuser, die im Sommer 2013 unser Interesse geweckt hatten, sind römisch-katholische Kapellen, die heute noch in verschiedenen Regionen Europas zu finden sind. Sie werden je nach Ort mit unterschiedlichen lokalen und dialektalen Bezeichnungen versehen, z.B. Karner, Kerchel, Kerker, Gruft, Seelenkammer etc. Wir werden im Folgenden von Beinhaus oder Ossarium (von lat. *os* = Knochen) sprechen. Ossarien entstanden im 10. oder 11. Jh. zunächst aus einem ganz pragmatischen Grund: Platzmangel auf den Friedhöfen. Die Bestattungsplätze waren damals um die Kirchen herum, im sogenannten Kirchhof, angelegt,[1] denn die Verstorbenen sollten sich im Schutz der Heiligkeit der Kirchen befinden. Diese Heiligkeit wurde durchaus „handfest" im Sinne einer Art Ausstrahlung vom Gotteshaus bzw. den Reliquien her verstanden.[2] Um die leibliche Auferstehung in der Endzeit, beim sogenannten Jüngsten Gericht, zu gewährleisten, durften die sterblichen Überreste nicht zerstört werden. Als Lösung des Platzproblems auf den Kirchhöfen bot sich das Beinhaus an, das zunächst als kleine Holzkonstruktion, später als gemauerte und geweihte Kapellen, konzipiert wurde. Die Gebeine der Toten wurden also fortan nach einiger Zeit wieder ausgegraben, teilweise gereinigt und dann in die Ossarien gelegt.[3] Die Ausgrabung der sterblichen Überreste erfolgte in der Regel individuell, wenn Platz benötigt wurde oder einfach nach einer bestimmten Lagerungszeit der Leiche im Boden. Beispielsweise ist im österreichischen Ottnang auf Holztafeln notiert, wann die Personen gestorben sind und wann sie ausgegraben wurden (Abb. 1). An anderen Orten soll der Friedhof alle sieben oder zehn Jahre mehr oder weniger großflächig geräumt

[1] Dazu: R. Sörries: Ruhe sanft (2011), S. 47–59.
[2] Siehe dazu: R. Odermatt-Bürgi: Gebeine und ihr Haus (2016), S. 62f.
[3] Die Kunsthistorikerin Regula Odermatt-Bürgi schreibt, dass es bisweilen durch die mangelnde Reinigung in den Beinhäusern durchaus gestunken habe; siehe dies., ebd., S. 68f.

worden sein. Was dabei ans Tageslicht kam, wurde, unabhängig vom Verwesungszustand, in das Beinhaus überführt. Von einem solchen Verfahren wurde uns in Rain (D) erzählt.

Abb. 1: Ein Schädel auf einer Holzkiste im Beinhaus in Ottnang (A). Geschrieben steht „Hier ruhet das Haubt des Georg Eigner Roisl zu Unntermüllauer starb am 15 Dezember 1875. in 69. Lebensjahr. Aussgegraben am 3 Mai 1890. Ruhe im Frieden."

Die Bedeutung der Ossarien nahm im Zuge der Reformation ab. Als materielle religiöse Objekte mit einer zwar nicht offiziellen, aber doch offensichtlichen Nähe zum Reliquienkult waren die Knochen in den Beinhäusern den

evangelischen Obrigkeiten ein Dorn im Auge. So wurden sie in den evangelischen Gebieten ausgeräumt und umgenutzt. Im reformierten Bern geschah dies beispielsweise im Jahr 1534, in anderen evangelischen Orten blieben die Beinhäuser allerdings noch überraschend lange bestehen. Aufgrund der Möglichkeit, den verstorbenen Verwandten nahe zu sein, bedeuteten die Kapellen der Bevölkerung so viel, dass sie sich zum Teil heftig gegen eine Räumung wehrte. Gewisse Ossarien wurden deshalb erst im 17. Jh. geschlossen: In Uster (CH) beispielsweise erfolgte die Räumung erst 1638, obwohl die Stadt bereits im frühen 16. Jh. reformiert wurde.[4]

Auf römisch-katholischer Seite wurden Beinhäuser im Zuge der Gegenreformation gefördert. Dies geschah durchaus als Kontrastprogramm zu den evangelischen Vorbehalten. Ossarien wurden in diesem Kontext geradezu opulent inszeniert. So wurde z.B. in Wolhusen (CH) in den 1660er Jahren ein großflächiger Totentanz an die Wände gemalt.[5] Das Spezielle daran ist, dass die dort tanzenden Kadaver mit echten, eingemauerten Schädeln ausgestattet wurden. Diese Totenköpfe sind so geschickt in das Gemälde eingefügt, dass sie tatsächlich der Blickrichtung der gezeichneten Skelette folgen (Abb. 2).

Abb. 2: Ein Kadaver schlägt den Bäcker. Aus den 1660er Jahren stammender Totentanz im Beinhaus Wolhusen (CH) mit eingemauerten Schädeln.

[4] Ebd., S. 76.
[5] Siehe zum Totentanz in Wolhusen: D. Marke / C. Niederberger / R. Odermatt-Bürgi: Beinhaus / Totenkapelle Wolhausen (2008); M. Eyer: Zum Abschied ein letzter Tanz (2016).

Erst das 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung und der Modernisierung brachte auch auf katholischer Seite ein Umdenken. Vor allem in denjenigen Regionen, die modern ausgerichteten Bischöfen unterstanden, begann man die Beinhäuser als archaisch, altmodisch und unhygienisch abzustempeln. Sie wurden im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts vielerorts ausgeräumt und oftmals in Nutzräume (Abb. 3) oder in populärere Kapellen, beispielsweise für die Madonna von Lourdes, umgestaltet. Die veränderte Bedeutung von Ossarien kann nur verstanden werden, wenn man den Wandel des Umgangs mit dem Tod und insbesondere auch den Toten berücksichtigt:[6] Im 19. Jh. begann eine Ästhetisierung und Professionalisierung des Umgangs mit Verstorbenen. In urbanen Gegenden entstanden neue, große, private Friedhöfe, die außerhalb der Stadtmauern lagen und ein ästhetisches Programm aufwiesen. Mit ihren Alleen und ihrer kunstvollen Architektur waren sie den damals modischen Gartenanlagen nachempfunden, durch die man in besten Kleidern zu flanieren pflegte. Der Friedhof Père-Lachaise in Paris, der 1803 eröffnet wurde, ist ein erstes Beispiel für eine solche gewandelte Bedeutung der letzten Ruhestätten. Ein Resultat dieser sehr erfolgreichen neuen Friedhöfe war jedoch die Auslagerung der Bestattungsplätze in Zonen außerhalb der damaligen Städtezentren. Friedhöfe wurden fortan nicht mehr direkt um die Kirchen herum angelegt – und das minderte auch die Bedeutung der Ossarien. Verstärkt wurde die Verdrängung der Beinhäuser aus der Bestattungskultur außerdem durch medizinische Fortschritte, die auf Hygiene und Sauberkeit pochten, sowie durch den Siegeszug der Kremation: Ende des 19. Jahrhunderts kamen Debatten über die Kremierung von sterblichen Überresten und, damit zusammenhängend, über einen rationalen Umgang mit dem Tod auf.[7]

Abb. 3: Ein zu einem Nutzraum umfunktioniertes Beinhaus in Santa Domenica (CH).

[6] N. Fischer: Vom Gottesacker zum Krematorium (1996).
[7] Ebd., S. 94–106.

Diesen verschiedenen Modernisierungseinflüssen konnte sich das Bestattungswesen nicht entziehen, die Ossarien standen bald in der Kritik. Beinhäuser waren zu dieser Zeit nicht wie heute oftmals aufgeräumte Kapellen, sondern sie bildeten chaotische Räume, die rege in die religiöse Praxis eingebettet waren. Die Menschen stellten Perlkränze (der ab Mitte des 19. Jahrhunderts gängige Friedhofschmuck aus Glasperlen) und Votivbilder vor die Gebeine, zündeten Kerzen an, beteten zu den Knochen, küssten die Schädel.[8] Diese Praktiken passten nicht zu den Vorstellungen eines modernen Menschen. Beinhäuser wurden gläubigen Katholikinnen und Katholiken deshalb mehr und mehr vorenthalten, z.B. indem man die Gebeine begrub oder Gitter montierte, so dass die Knochen nicht mehr berührt werden konnten (Abb. 4a und b).

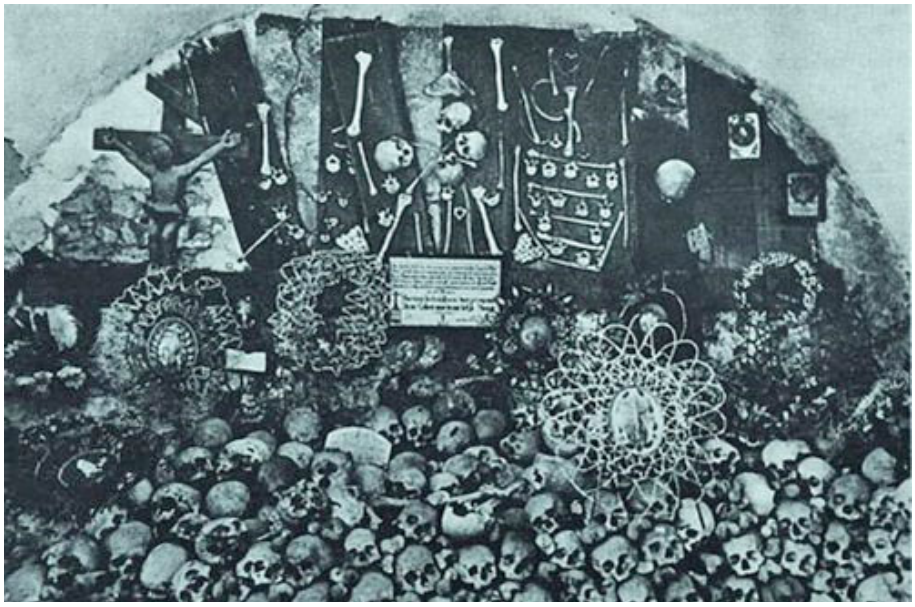

Abb. 4a: Beinhaus von Domat / Ems (CH) in den 1940er Jahren mit Perlkränzen und Knochenornamenten.

Der veränderte Umgang mit den Gebeinen bildete schließlich die Grundlage für Tourismus: Die Ossarien wurden zu Museen; eine Funktion, die viele davon heute noch haben. Gebeine sollten fortan aus der Distanz, quasi als lehrreiches *amusement*, betrachtet werden. Ein gutes Beispiel hierfür sind die Katakomben in Paris, die bereits im 19. Jh. touristisch genutzt wurden und heute noch ein Besuchermagnet sind.

[8] Siehe: A. Höpflinger / Y. Müller: Ossarium (2016), S. 191.

Abb. 4b: Beinhaus von Domat/Ems (CH) im Jahr 2015, sauber und mit Gitter versehen. Über den Gebeinen hängt der Heilige Michael mit Schwert und Waage.

Kellerräume und Knochenwände: Die Einrichtung

Ganz gemäß ihrem zweckdienlichen Entstehungsgrund war auch die Architektur der Beinhäuser pragmatisch: Die Gebäude wurden baulich jeweils den Begebenheiten vor Ort angepasst.[9] Bezüglich Bauformen lassen sich deshalb eine große Vielfalt und regionale Besonderheiten feststellen: Es gibt zweigeschossige und eingeschossige Gebäude, solche, die freistehend sind, andere, die an die Kirche angebaut wurden, kleine und große Beinhäuser (Abb. 5).

Genauso disparat wie die Architektur erweist sich auch die Innengestaltung und die Aufbewahrung der Gebeine: In vielen Beinhäusern finden sich noch heute wahllos zusammengestellte Knochenhaufen. In Leuk, in Naters (beide VS, CH), Oppenheim (D) oder Paris (F) trifft man auf Wände, die aus Schädeln und Langknochen konstruiert sind. In Gnigl (A) sind die bemalten Totenköpfe in kleine Holzschreine gestellt. In Ottnang werden sie auf bemalten

[9] Zu Karnern in A: C.E. Auer: Transiträume der Toten (2016); R. Sörries: Die Karner in Kärnten (1996); W. Westerhoff: Karner in Österreich und Südtirol (1989); zu Beinhäusern in D: S. Zilkens: Karner-Kapellen in Deutschland (1983); im Elsass: J.-M. Lang: Ossuaires de Lorraine (1998); in der CH: A. Höpflinger/Y. Müller: Ossarium (2016); weltweit: P. Koudounaris: The Empire of Death (2011).

Abb. 5a – d: Verschiedene Beinhäuser von außen. Ihre Architektur ist je nach Lokalität und Entstehungszeit unterschiedlich. So zeigt Abb. 5a ein backofenförmiges, an die Kirche angebautes Beinhaus in Dießen (D).

Abb. 5b: An die Friedhofsmauer angebautes polygonales Ossarium in Aistersheim (A).

Abb. 5c: Zweigeschossiges Beinhaus in Naters (CH).

Abb. 5d: Rundkarner in Pulkau (A).

Holzkonsolen arrangiert, in Gilgenberg (A) in einer modernen Vitrine präsentiert. Eine Besonderheit weist Wildschönau-Oberau (A) auf: 23 Schädel sind dort um das Altarbild herum eingemauert. Sie tragen je einen Buchstaben des Alphabets auf der Stirn. Darunter steht, als Memento Mori, als Verweis auf die Vergänglichkeit des Lebens, der heute durch den Altartisch verdeckte Spruch „In diesem ABC sieh‘, ob dein Nam‘ nicht steh‘! Jung und alt steht in meiner Gewalt – arm und reich sind mir gleich.“[10] Besonders opulent inszeniert sind die Gebeine in der weltbekannten „Knochenkirche“ in Kutná Hora (CZE). Die Inszenierung der Knochen wurde von der Fürstenfamilie zu Schwarzenberg erst 1870 in Auftrag gegeben. Besonders eindrücklich sind ein großer Knochenleuchter und das Familienwappen, beide aus Gebeinen konstruiert (Abb. 6a – f).

Die ursprüngliche Art und Weise, Gebeine zu lagern, kann nicht mehr mit Sicherheit eruiert werden. Die Inszenierung von Knochen gewann jedoch im Barock klar an Bedeutung: Das Anordnen der Gebeine zu geometrischen und beinahe verspielten Formen diente in dieser Zeit der Verstärkung der Memento Mori-Idee, die verbunden war mit einer Forderung nach einem guten Leben.

[10] W. Westerhoff: Karner in Österreich und Südtirol (1989), S. 177f.

Abb. 6a–c: Verschiedene Ansichten der Präsentation der Gebeine: in Gnigl (A) in Holzkisten; in Kaisperské Hory (CZE) als ungeordnete Haufen; in Rain (D) als Knochenwand.

Abb. 6d: Anordnung der Gebeine auf langen Wandregalen in Faistenau (A).

Abb. 6e: Gebeine zu geometrischen Formen geschichtet in Weißenkirchen in der Wachau (A).

Abb. 6f: „Knochenkirche“ in Kutná Hora (CZE).

Das Beinhaus als Wohnung der Toten: Die Funktion

Beinhäuser sind trotz ihres pragmatischen Grundes nicht einfach normale Räume, sondern geweihte Kapellen. Sie boten, wie auch der Friedhof, den Verstorbenen eine würdige Wohnstatt. Dahinter stand die Idee, dass die Toten nicht „tot", sondern noch immer lebendig sind, wenn auch auf eine etwas andere Art.[11] Der Tod war bis ins 19. Jh. nicht in erster Linie definiert durch die Absenz von Leben, sondern durch einen Wandel des Seins. Verstorbene wurden im damaligen römisch-katholischen Kontext als arme Seelen im Fegefeuer gedacht, einem Reinigungsort, wo die Verstorbenen von ihren Sünden befreit wurden, um später in den Himmel aufsteigen zu können. Die Knochen im Beinhaus galten als materielle Teile dieser armen Seelen, die wichtig waren für die leibliche Auferstehung. Das Fegefeuer wird deshalb im Kontext von Ossarien immer wieder visuell thematisiert, als Teil des Altarbildes oder als Holzfiguren mitten in den Flammen wie z.B. in Gnigl (A), in Dingolfing (D) oder in Lenggries (D, Abb. 7). In diesen Bildern sind die armen Seelen nicht schreiend oder leidend dargestellt, sondern beten vertrauensvoll und gelassen im Wissen darum, dass sie das Heil erlangen werden. Das Fegefeuer war

Abb. 7: In Lenggries (D) beten drei Arme Seelen im Fegefeuer. Ihre Gesichter sind ruhig.

[11] R. Sörries: Ruhe sanft (2011), S. 73f.

also ein Ort, der Erlösung versprach. Ossarien waren eng mit diesen Armen Seelen-Vorstellungen verbunden, darum überrascht es nicht, dass auch das Beinhaus nicht als Ort des Leids, sondern als Ort des Heils verstanden wurde. Nicht alle Verstorbenen wurden ins Beinhaus überführt: Einerseits gab es prestigeträchtige Gräber für reiche und berühmte Leute, die nicht ausgehoben wurden, vor allem diejenigen, die sich in den Kirchen selbst befanden. Sie waren besonders nahe bei den Heiligen und deren Heil, weshalb eine Überführung ins Beinhaus einen religiösen und sozialen Abstieg bedeutet hätte.[12]

Andererseits gab es Gruppen von Menschen, die nicht auf dem Friedhof bestattet wurden und deren Knochen auch nicht den Weg ins Beinhaus fanden: all jene, die nie in die religiöse Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche aufgenommen worden oder aus ihr herausgefallen waren.[13] Einerseits betraf dies neben Andersgläubigen auch Ketzerinnen. Das Töten von Ketzern und Hexen auf dem Scheiterhaufen, also die komplette Zerstörung ihrer materiellen Überreste, stand in Relation zu der Idee der Möglichkeit der Sühne im Fegefeuer und der leiblichen Auferstehung am Ende der Tage. Durch die völlige Zerstörung der Gebeine wurde ihnen jede Möglichkeit auf ein Heil genommen. Andererseits kamen auch die Knochen von Verbrechern, Hingerichteten und Selbstmörderinnen, also Menschen, die gegen die religiösen Normen verstießen, nicht ins Beinhaus. Sie wurden in der Regel nicht auf dem geweihten Friedhof bestattet und waren somit von der Erlösung ausgeschlossen. Besonders problematisch erwies sich seit dem Hochmittelalter außerdem der Umgang mit totgeborenen und verstorbenen ungetauften Kindern. Durch die Idee der Erbsünde (die nur durch die Taufe aufgehoben werden konnte) waren auch sie vom Heil ausgeschlossen, was im konkreten Fall für die Eltern sehr schmerzhaft sein konnte. Es verwundert deshalb nicht, dass es innovative Versuche gab, dieses Problem zu lösen: Beispielsweise existierten Wallfahrtsorte wie in Oberbüren (Bern, CH), an denen, meist mit Tricks, versucht wurde, die toten Babys für einen kurzen Moment „wiederzubeleben", um sie schnell taufen und dann richtig beerdigen zu können. Etwas weniger kompliziert war es, die toten Kinder an speziellen Orten am oder im Friedhof, zum Teil auch in der Nähe des Beinhauses, zu bestatten. Von einer solchen Praxis berichtete uns Regina Bühler in Domat / Ems (CH): Dort sollen die Totgeborenen im Dachgeschoss des Beinhauses bestattet worden sein, und zwar so, dass sie

[12] Ebd., S. 59–62.
[13] Siehe zu Sonderbestattungen im christlichen Kontext: R. Sörries: Ruhe sanft (2011), S. 93.

zwar just außerhalb der Friedhofsmauer waren, sich aber dennoch in der Nähe der Verwandten befanden.[14]

Das Beinhaus war also für die Verstorbenen, so die Idee, ein Ort, der Geborgenheit, Erlösung und ewiges Leben versprach. Die Lebenden konnten – und sollten – ihnen den Aufenthalt dort deshalb möglichst angenehm und schön gestalten. Dazu gehörte etwa, im Beinhaus für die Verstorbenen zu beten, um ihnen die Zeit im Fegefeuer zu verkürzen. Umgekehrt konnten sich die Toten, so die Vorstellung, in die Welt der Lebenden einmischen. Von dieser Idee zeugen die vielen Geistergeschichten, die mit Beinhäusern verbunden werden.

Dankbare Tote und kranke Diebe: Beinhaussagen

An verschiedenen Orten Mitteleuropas werden zum Teil mit Abweichungen ähnliche Beinhausgeschichten überliefert. Es handelt sich dabei einerseits um mahnende Erzählungen, die zeigen, was geschieht, wenn man die Verstorbenen und ihre Wohnung nicht achtet. Andererseits finden sich auch Geschichten, die positiv berichten, was ein ehrenvoller Umgang mit den Verstorbenen und ihren Knochen für Vorteile mit sich bringt. Beide Erzählweisen zeugen von der Idee der Lebendigkeit der Toten und von der Vorstellung des Beinhauses als der geeigneten Wohnstatt für die Verstorbenen. Hier sei, stellvertretend für viele andere, von jedem Typus nur eine Geschichte erzählt. Beide stammen aus der Innerschweiz:

Die erste gehört in die mahnende Kategorie:[15] Ein junger Mann hatte als Beweis seines Mutes versprochen, um Mitternacht einen Schädel aus dem lokalen Beinhaus zu entwenden. Er machte sich also um die dunkelste Stunde herum auf und schlich sich ins Ossarium. Dort packte er, obwohl ihm ganz unheimlich zumute war und ihn unzählige Totenköpfe aus leeren Augen anstarrten, schnell den Schädel seines Onkels. Hastig entfloh er damit dem Beinhaus. Je weiter er sich entfernte, desto schwerer wurde der Totenkopf, bis der Bursche ihn nicht mehr tragen konnte. Als er ihn schließlich ablegen musste, befahl der Schädel, ihn sofort wieder ins Beinhaus zurückzubringen – und fügte hinzu, der junge Mann könne froh sein, dass er sein verstorbener Onkel sei. Ansonsten wäre der Dieb nämlich längst zusammengebrochen und gestorben. Der junge Mann erschrak fürchterlich und trug den Schädel schnellstmöglich zurück ins Beinhaus, wobei der Totenkopf mit jedem Schritt leichter wurde.

[14] Vielen herzlichen Dank für diesen Hinweis an Frau Bühler.
[15] Siehe R. Odermatt-Bürgi: Gebeine und ihr Haus (2016), S. 60.

Der junge Dieb stellte den Schädel an seinen angestammten Platz und kehrte nach Hause zurück. Krank sank er in sein Bett und konnte sich für mehrere Wochen nicht mehr daraus erheben.

Während es diesem Dieb, der einen falschen Umgang mit den Toten betreibt, also schlecht erging, gibt es auch Geschichten, die vom Gegenteil berichten. Eine solche Geschichte ist jene der „dankbaren Toten".[16] Sie berichtet, dass ein Ritter regelmäßig und vorbildlich vor dem lokalen Beinhaus für die armen Seelen im Fegefeuer gebetet habe. Eines Tages sei er im Wald von Räubern überfallen worden. Der Ritter konnte entfliehen, doch beim Friedhof wurde er eingeholt. Er hastete in den heiligen Bezirk, die Räuber folgten ihm. Da erhoben sich die Toten aus dem Beinhaus, allen voran ein verstorbener Bäcker mit einem Brotschieber. Die Skelette jagten die Räuber in die Flucht und bedankten sich so beim Ritter für seine stetigen Gebete (Abb. 8).

Abb. 8: Die dankbaren Toten, Wandmalerei auf dem Beinhaus in Baar (CH). Der Reiter betet vor dem Beinhaus, worauf die Räuber von wehrhaften Toten zurückgeschlagen werden. Aus der Kirche tritt ein verstorbener Bäcker mit einem Brotschieber.

Diese beiden Geistergeschichten zeigen, dass die Toten nicht einfach als leblose Skelette gedacht, sondern als aktiv Handelnde vorgestellt wurden. Sie griffen vor allem dann in den Alltag der Lebenden ein, wenn man ihnen half

[16] R. Sörries: Ruhe sanft (2011), S. 74.

oder sie störte. Die beiden Erzählungen machen jedoch auch klar, dass die armen Seelen – im Gegensatz zu den Geistern derer, die aus der Gemeinschaft herausgefallen sind – nicht böse sind, sondern höchstens ihr Recht (nämlich in Ruhe im Beinhaus weilen zu können) einfordern: Auch die mahnende Geschichte zeigt, dass der Schädel des Onkels seinen Neffen beschützt. Denn normalerweise würde, so die Erzählung, der Dieb sofort tot umfallen. Tote sind in diesem Weltbild auch im Jenseits individuelle Wesen, die Verwandtschaften und Freundschaften pflegen können. Soziale Bande überdauern also, so die Idee, den Tod, und zwar nicht nur von den Lebenden ausgehend, sondern auch umgekehrt.

Beide Erzählungen verbreiten Handlungsanweisungen: Man soll für die armen Seelen beten; man soll keine Schädel entwenden. Solche Regeln waren durchaus nötig, denn Schabernack in Ossarien war nicht selten. Im Zuge unserer Beinhausforschung sind wir immer wieder auf Berichte über nicht offiziell anerkannte Praktiken mit Gebeinen gestoßen.

Heilzauber und Schädelmagie: Inoffizielle Praktiken

Offiziell sollte man, wie gesehen, in Beinhäusern für die armen Seelen beten und sich an den eigenen Tod ermahnen lassen. Unsere Recherchen haben aber ergeben, dass die mit Ossarien verbundenen Tätigkeiten viel schillernder waren. Denn es lassen sich auch inoffizielle, zum Teil sogar verbotene Praktiken finden. Diese gehörten zunächst in den Bereich der volkstümlichen Medizin. Sterbliche Überreste bildeten seit dem Mittelalter wichtige medizinische Bestandteile: Man verwendete für Arzneien menschliches Blut, Fett, gemahlene menschliche Knochen und ägyptische Mumien. Von dem berühmten Arzt Paracelsus wurde beispielsweise ein Rezept für eine Wundsalbe, „Waffensalbe“ genannt, überliefert. Sie hieß so, weil man sie auf die verletzende Waffe strich, nicht auf die Wunde. Zutaten für diese Waffensalbe bildeten Moos, das auf einem Schädel wächst, der „am Wetter gelegen ist“, gemahlene Mumie, Menschenblut und Menschenschmalz, Leinöl, Rosenöl und *boli armeni* (armenischer Rothstein).[17] Bis auf die Mumie stammten die menschlichen Bestandteile für solche Rezepte offiziell von Verbrechern, die nicht auf den Friedhöfen bestattet, sondern deren Körper nach dem Tod für ebensolche Heilmethoden verkauft wurden. Inoffiziell mussten jedoch auch immer wieder Tote auf Schlachtfeldern und sogar Gebeine aus geweihten Ossarien für

[17] Siehe: W. Hach: Erste Beschreibung der Sympathetischen Salbe (2015), S. 38.

medizinische Zwecke herhalten. Letztere auch, da sie – zwar nicht offiziell, aber in der Praxis – mit einer heiligen Aura versehen sein sollten: Ein aus einem Beinhausschädel gebrochener Zahn beispielsweise sollte gegen Zahnschmerzen helfen. Oder ein aus dem Ossarium entwendeter Totenkopf, in den Stroh- oder Laubsack gestopft, verhinderte Bettnässerei.[18]

Aber es gab auch Praktiken mit Ossarien-Knochen, die nicht einen medizinischen, sondern angeblich einen wirtschaftlichen Zweck erfüllten. Hierhin gehören sogenannte „Lottoschädel". Die Volkskundlerin Marie Andree-Eysn berichtet 1910 von Schädeln in Österreich, die eine merkwürdige Anordnung von Zahlen aufgemalt hatten.[19] Bei diesen Ziffern handelte es sich um Lotterienummern. Die Idee dahinter war, dass, wenn man alle Lottozahlen auf einen Beinhaustotenkopf malte, man in der Nacht die richtigen Ziffern träumen und reich werden würde. Auch wir machten 2017 in einem österreichischen Beinhaus einen geradezu sensationellen Fund: In Aistersheim findet sich noch heute ein mit Zahlen versehener Schädel. Die Zahlen 1–90 sind in Rötelschrift kreisförmig um den Knochen herum angebracht (Abb. 9). Diese

Abb. 9: Der Lottoschädel aus dem Beinhaus in Aistersheim (A). Spiralförmig um den Kopf sind ihm mit Rötelstift die Zahlen 1–90 aufgemalt. Auf dem Bild sieht man in der untersten Reihe die Zahlen 81–86.

[18] Siehe: A. Höpflinger / Y. Müller: Ossarium (2016), S. 185f.
[19] M. Andree-Eysn: Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet (1910), S. 150f.

magische ringförmige Anordnung der Zahlen, die Benutzung des billigen Rötelstifts, das eher hastige Anbringen der Zahlen lassen auf einen Lottoschädel schließen, der vermutlich in das 19. Jh. zu datieren ist. Die von der Habsburger Kaiserin Maria Theresia im 18. Jh. eingeführte Lotterie basierte auf einem 5 aus 90er System. Diesem System ist auch der Schädel in Aisterheim verpflichtet. Neben diesen „volksreligiösen" Praktiken findet sich bezüglich Ossarien aber auch profaner Schabernack: An verschiedenen Orten wurde uns erzählt, dass übermütige Jugendliche früher mit Beinhausschädeln Ball gespielt hätten. In Tosters (A) hätten Kinder die Schädel zum Spiel wie große Murmeln den Hügel hinuntergerollt.

Diese Beispiele, so merkwürdig und respektlos sie uns heute erscheinen, beweisen, wie eng Beinhäuser mit der Lebensrealität der Menschen verflochten waren. Die Schädel in den Ossarien waren noch immer Teil der Gemeinschaft. Man betete für sie und manchmal, wenn auch nicht offiziell anerkannt, auch zu ihnen. Man benutzte sie bei Krankheiten und finanziellen Problemen. Sie sollten Hoffnungen und Wünsche erfüllen. Aber man trieb auch Blödsinn und Spielereien mit ihnen. Der Tod und mit ihm sterbliche Überreste wurden also auf vielfältige Art in den Alltag integriert. Heute herrscht dagegen ein institutionalisierter und professionalisierter Umgang mit sterblichen Überresten vor. Wenn heutzutage Kinder mit Schädeln Ball spielten, würden die Eltern oder der Pfarrer ihnen wohl nicht nur die Ohren langziehen. Unser Verhältnis zum Tod und besonders zu sterblichen Überresten hat sich maßgeblich verändert, was die Frage hervorruft, ob Beinhäuser heute überhaupt noch einen Nutzen haben. Sollte man sie nicht doch besser ausräumen und umnutzen?

Postscriptum

Wir wurden einmal von einem Journalisten gefragt, ob wir, jetzt nach der Forschung über Beinhäuser, weniger Angst vor dem Tod hätten. Doch der Tod bleibt schwierig und unverständlich. Er hat auch nach dieser intensiven Beschäftigung mit Friedhofspraktiken seinen „Stachel" nicht verloren. Aber genau deshalb wird verständlich, weshalb Beinhäuser den Menschen früher Hoffnung und Trost spenden konnten. Beinhäuser waren in der Vergangenheit würdige Räume für das Wiederbestatten von sterblichen Überresten. Die Nachkommen waren sich sicher, dass ihre Verwandten dort gut aufgehoben waren und dass sie irgendwann leiblich auferstehen würden. Beinhäuser waren Räume der Hoffnung (Abb. 10).

Abb. 10: Können uns Beinhäuser auch heute noch an den Tod mahnen? Die beiden Engelfiguren mit den Memento Mori-Sprüchen aus Ottnang (A).

Heute wirken diese Knochenkapellen dagegen für viele Menschen fremd, exotisch, sogar makaber. Es verwundert deshalb nicht, dass einige Beinhäuser noch in den 1980er und 1990er Jahren ausgeräumt, die Gebeine bestattet, die Kapellen umgenutzt wurden. Aber ein solcher Umgang ist zu einfach: Man kann nicht alles aus dem Weg räumen, was nicht in das modische Weltbild passt. Denn auch für uns heute sind Beinhäuser noch immer eine Chance: Einerseits bieten sie einen einmaligen religionshistorischen Einblick in eine vergangene Friedhofskultur und die damit verbundenen Vorstellungen. Sie verraten uns anthropologisch und soziologisch aufschlussreiche Details über Dorf- und Familienstrukturen, über Krankheiten und Schicksale, über Wünsche und Hoffnungen und das Leben und Sterben zu einer bestimmten Zeit. Andererseits zwingen uns Ossarien mit ihrem manchmal stillen, bisweilen auch aufdringlichen Memento Mori, über unsere eigene Vergänglichkeit nachzudenken. Können wir es uns heute leisten, so zu leben, als wären wir unsterblich? Welche (moralischen) Implikationen sind damit verbunden? Was bedeutet die Bewusstwerdung und Akzeptanz der eigenen Sterblichkeit für die Gestaltung des Lebens und den Umgang mit anderen Menschen?

Insofern würden wir dafür plädieren, Ossarien nicht als makaber und problematisch, sondern als eine Herausforderung für die heutige Gesellschaft zu betrachten. Denn sie entführen in eine fremde Welt des Todes, aber weisen auch auf das Leben hin. Sie können verstanden werden als Räume, die zwischen den Welten angesiedelt sind und Grenzen überschreiten lassen. Grenzen des Denkens, Grenzen des Fühlens und, wenn Sie für die Toten eine Kerze aufstellen, auch Grenzen des Handelns (Abb. 11).

Abb. 11: Im Beinhaus in Bad Reichenhall (D) wird noch immer für die Verstorbenen gebetet.

Zusammenfassung

Höpflinger, Anna-K. / Müller, Yves: **Zwischen den Welten. Beinhäuser in Mitteleuropa.** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 66 (2017) 3, 195–217

Beinhäuser, die Knochen aufbewahren und präsentieren, waren bis ins 19. Jahrhundert ein fester Bestandteil der Bestattungskultur in den römisch-katholischen Regionen Mitteleuropas. Im Zuge des 19. Jahrhunderts kam diese Friedhofspraxis aus der Mode. Ossarien wurden vielerorts von den Gebeinen geräumt, die Gebäude wurden abgerissen oder umgenutzt. Es überrascht, dass

Summary

Höpflinger, Anna-K. / Müller, Yves: **Between Worlds. Ossuaries in Central Europe.** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 66 (2017) 3, 195–217

Up to the 19th century the displaying of human bones in ossuaries was an integral part of the burial culture in the Roman Catholic regions of Central Europe. In the following period such funeral rites were highly criticized, and in many cases the bones stored inside the ossuaries were reburied. Surprisingly, several ossuaries have survived and still display human remains.

dennoch auch heute eine stattliche Anzahl noch intakter Beinhäuser vorhanden ist. Der Beitrag geht der facettenreichen Verwendung von Ossarien seit dem Mittelalter nach und fragt, inwiefern diese Kapellen auch heute noch von Nutzen sein können.

Beinhäuser
Bestattungskultur
material religion
Ossarium
Religionsgeschichte, röm.-kath.
Tod

The paper elaborates on the different pragmatic contexts and functions of charnel houses since medieval times and asks whether or not ossuaries are still of importance in today's funerary culture.

Charnel houses
death
material religion
ossuary
religious history / Roman Catholic
sepulcral culture

Literatur

Andree-Eysn, Marie: Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1910.

Auer, Carmen Elisabeth: Transiträume der Toten. Der Bautyp des runden Karners in Mitteleuropa. Dissertation an der TU Graz, 2016.

Eyer, Melanie: Zum Abschied ein letzter Tanz. Bedeutungen des *danse macabre*-Motivs in Beinhäusern, in: Anna-Katharina Höpflinger / Yves Müller: Ossarium. Beinhäuser der Schweiz. Zürich: Pano, 2016, S. 142–151.

Fischer, Norbert: Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland. Köln: Böhlau, 1996.

Hach, W.: Erste Beschreibung der Sympathetischen Salbe durch Paracelsus anno 1622. *Phlebologie* (2015) 1, 37–42.

Höpflinger, Anna-Katharina / Müller, Yves: Ossarium. Beinhäuser der Schweiz. Zürich: Pano, 2016.

Koudounaris, Paul: The Empire of Death. A Cultural History of Ossuaries and Charnel Houses. London: Thames & Hudson, 2011.

Lang, Jean-Michel: Ossuaires de Lorraine. Un aspect oublié du culte des morts. Metz Cedex: Editions Serpenoise, 1998.

Marke, Doreen / Niederberger, Claus / Odermatt-Bürgi, Regula: Beinhaus / Totenkapelle Wolhusen. Totentanz, in: Historische Gesellschaft Luzern Jahrbuch 26, 2008, S. 171–185.

Odermatt-Bürgi, Regula: Gebeine und ihr Haus. Die historische Entwicklung der Schweizer Ossarien, in: Anna-Katharina Höpflinger / Yves Müller: Ossarium. Beinhäuser der Schweiz. Zürich: Pano, 2016, S. 60–81.

Sörries, Reiner: Die Karner in Kärnten. Ein Beitrag zur Architektur und Bedeutung des mittelalterlichen Kirchhofes. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal, 1996.

— Ruhe sanft. Kulturgeschichte des Friedhofs. Kevelaer: Butzon & Bercker, 2011.

Westerhoff, Wolfgang: Karner in Österreich und Südtirol. St. Pölten / Wien: Verlag Niederösterr. Pressehaus, 1989.

Zilkens, Stephan: Karner-Kapellen in Deutschland. Untersuchungen zur Baugeschichte

und Ikonographie doppelgeschossiger Beinhaus-Kapellen. Köln: Kunsthistorisches Institut der Universität Köln, 1983.

Dr. Anna-Katharina Höpflinger, Ludwig-Maximilians-Universität,
Religionswissenschaft und Religionsgeschichte, Evang.-Theol. Fakultät,
Geschwister-Scholl-Platz 1, D-80539 München

a.hoepflinger@lmu.de
www.ossarium.ch